

Einleitung

Die Datumsgrenze weit draußen im Pazifischen Ozean ist jener geographische Ort, an dem der Osten zum Westen wird und umgekehrt. Jenseits dieser Grenze aber dient der Sprachgebrauch in der Regel anderen Zwecken: historiografischen, politischen, sozialen oder geostrategischen Interessen.

Diese nüchterne Lagebeschreibung bildet den Ausgangsort für die Sammlung der vorliegenden biografischen Porträts. Zur »Ikonographie der Himmelsrichtungen« (Röhnert 2014: 24) und ihren oft ebenso banalen wie stereotypen Ordnungsmustern gehört auch jener »Narzissmus der kleinen Differenzen« (Freud 1994: 79), der einerseits den Zusammenhalt einer Gemeinschaft ermöglicht und andererseits Spaltungen befördert. Die Einteilung Deutschlands in Ost und West hat sich vor diesem Hintergrund nicht einfach nur als massenkulturell tauglich erwiesen. Sie zeigt sich auch erstaunlich langlebig in ihrem Vermögen, Identifikation anzuleiten, Zuordnungen vorzunehmen, eigene Identitäten zu formen. Weshalb spielt die Semiotik des Raumes auch Jahrzehnte später noch immer eine derartige Rolle? Auch in den hier veröffentlichten Texten kommt sie deutlich zum Tragen. Dennoch weisen sie weit darüber hinaus: Eine Dynamik des Umgangs mit dieser Zuschreibung zeigt sich, die in kollektiven Sachbeständen des Weggehens wie des Bleibens, des Ankommens wie des Richtungswechsels ihren Ausgangspunkt nimmt.

Fünfunddreißig Jahre nach der Wiedervereinigung sprechen die Vereinigten – oder zumindest die Hälfte von ihnen – darüber, was davor lag, was sie geformt hat, was auf sie zukam, wie sie damit umgingen.

Gibt es eine Bewegung aufeinander zu? Wie sieht sie aus? Die narrativen Berichte zeigen, in welcher Weise sich ostdeutsche Sicht- und Darstellungsweisen in das Gesamtgefüge integrieren – oder eben nicht; ein Manko, das vielstimmig beklagt worden ist (Weber 2020; Morina 2022: 14; Frei, in: Morina 2020: 29; Würfel 2024: 261).

Der generelle Umbruch in den Lebensumständen hat den weiblichen Teil der abgewickelten Gesellschaft in besonderer Weise betroffen. Der sozioökonomische Gang der Dinge erwartete Berufsverzicht oder -wechsel bei steigenden Anforderungen an Kinderbetreuung, im Kontext einer Privatisierung der »Daseinsfürsorge« (Gröschner/Mädler/Seemann 2024: 48). Nicht selten war ein Verlust des Arbeitsplatzes bei explodierenden Lebenshaltungskosten zu verkraften. Der Kontinuität alter Vorbehalte und der Konfrontation mit neuen Geschlechterstereotypen war oft nur mit einer Diskontinuität der Lebensentwürfe zu begegnen. Eindrücklich bestätigen die Erzählungen, in welchem Ausmaß die verdichtete Zeit des Umbruchs biografisch »mit dramatischen Zäsuren« (Frei in Morina 2022: 38) einherging. Noch immer entfalten sie eine Wirkung in den nachfolgenden Generationen.

Daraus resultierten auch räumliche Bewegungsmuster, wie mehrere Gesprächsaufzeichnungen zeigen. Vorab sei eine kurze Anmerkung dazu erlaubt, in welcher Weise mit ihnen und an ihnen gearbeitet wurde. Ohne die Aussagen im Interview als bloßen Rohstoff zu betrachten, ist im Rahmen der Verschriftlichung eine Umformung erfolgt, die den Bedingungen der Lektüre Rechnung trägt. Jede einzelne Interviewpartnerin hat das Resultat für sich selbst überprüft und beglaubigt. Offensichtliche Verbindungselemente wie das Misstrauen gegenüber etablierten Institutionen und Hierarchien oder die Skepsis angesichts medialer Aussagen, die nicht der eigenen Erfahrungswelt entsprechen, wurden nicht begradigt. Unterschiedliche Betonung erfahren nicht nur Wertungen des Vergangenen, auch der Umgang mit wirtschaftlichen Umbrüchen erweist sich als höchst individuell. Da, wo zunächst einmal jede Lebenssphäre ökonomisch durchrationalisiert wurde, ist wenig Herzenswärme für die Vorteile demokratischer Entscheidungen zu erwarten. Von einer allgemeinen »Verbitterungsstörung« (Gröschner/Mädler/Seemann 2024: 257) ist aller-

dings nichts zu bemerken. Es differenzieren sich vielmehr Positionen in der Gegenwart aus, die sich auf Erfahrungen der Vergangenheit rückbeziehen und als Potenzial in der Krise weiterzugeben versuchen.

Die ›Ostfrau‹ an und für sich, sie findet sich also nicht. Stattdessen lässt sich in den Porträts eine breite Palette an Bedenkenswertem nachlesen, neben klischeefreiem Humor und Mut zur Selbstbehauptung. Gelegentlich funkelt eine gehörige Portion Selbstironie auf.

Alle fünfzehn Gespräche sind nach individuellen Vereinbarungen im persönlichen Kontakt geführt worden. Zwei Berichte wurden zurückgezogen und müssen daher in diesem Band fehlen. Um den Wortlaut nicht zu verfälschen, wurde auf den Einsatz technologischer Formulierungshilfen, wie ChatGPT oder OpenAI, verzichtet. Als Zuhörende, Schreibende und Lesende war es mir wichtig, »das Einmalige und Unwiederholbare jedes Menschenlebens«, so Wander (2022: 10), auch sprachlich zu achten. Für die Wiener Autorin, die in der DDR lebte, knüpfte sich seinerzeit daran die Hoffnung, »man« – gemeint ist das anonym bleibende Subjekt der Geschichte – würde auf einer solchen Grundlage »künftig [...] genauer hinhören und weniger zu Klischeemeinungen und Vorurteilen neigen« (ebd.). Dieses Ziel teile ich. Meine Zuversicht speist sich dabei aus der Offenheit, mit der die Teilnehmerinnen am Gespräch auf meine Fragen antworteten, aus der Ehrlichkeit, mit der sie Einwänden begegneten, aus der Gewissenhaftigkeit, mit der sie Selbstbefragungen vornahmen. Für einige der Interviewten schloss der Entstehungsprozess der Sammlung die Entdeckung ein, dass die Möglichkeit, zu erzählen, erleichtern kann. Auch nach mehr als drei Jahrzehnten kann es eine Last sein, »eine unerzählte Geschichte in sich zu tragen.« (Angelou, zit. nach: Spitzer 2024: 49)

Die Interviews wurden zwischen März und Dezember des Jahres 2024 an verschiedenen Orten in Deutschland geführt. Die Teilnahme war freiwillig. Sie setzte einen ersten telefonischen Kontakt voraus. Das Frageraster, das ich verwendet habe, findet sich am Ende des Bandes. Es beruht auf den methodischen Voraussetzungen zur Erhebung qualitativer biografischer Daten (Misoch 2019). Sie wurden jeweils in knapp einstündigen Gesprächen unter vier Augen aufgezeichnet. Eine Repräsentativität der Aussagen

strebt die Veröffentlichung der Texte in keinem Fall an. Bei der Auswahl der Gesprächspartnerinnen wurde aber auf eine gewisse Streuung der Berufsgruppen geachtet. Der Kontakt zu den meisten Interviewpartnerinnen kam durch Vermittlungen zustande. Das Netzwerk, auf dem sie beruhen, erstreckt sich weitgehend innerhalb der Landesgrenzen. Jedes Gespräch wurde aufgezeichnet, transkribiert und einvernehmlich überarbeitet. Zu den Kriterien zählte gute Lesbarkeit sowie eine Möglichkeit zum Nachvollzug, die den persönlichen Stil der Erzählerin nicht einebnete. Dieses Vorgehen rechtfertigt die Bezeichnung der Texte als »lebensgeschichtliche Porträts«.

Inhaltliche Eingriffe wurden dabei nicht vorgenommen. Gelegentlich war die Detailgenauigkeit der Ausführungen in einem zweiten Gespräch zu ergänzen. Dennoch konnten sich nicht alle Interviewpartnerinnen dazu entschließen, ihre mündlichen Aussagen gedruckt zu sehen. Das bedauere ich noch immer. Die Wahrnehmung meiner eigenen Geschichte habe ich vorab in einem fiktionalen Projekt abgeklärt. Dieses Vorgehen hat mir bei der Erschließung fremder Erfahrungsfelder und Erzählverläufe sehr geholfen. Über den Zusammenhang zwischen Roman- und Interviewprojekt gibt ein abschließendes Selbstinterview Auskunft.

Ein weiteres Mal HerStory also – um einen viel strapazierten Begriff zu gebrauchen, der in der deutschen Sprache nie so richtig eine Entsprechung fand. Es braucht mindestens zwei Generationen, um den Zusammenhang zwischen biografischen Erzählmustern und Zeitgeschichte zu erkennen und sichtbar zu machen. Das versicherte mir die österreichisch-jüdisch-amerikanische Literaturwissenschaftlerin und Schriftstellerin Ruth Klüger kurz nach der Wende. Das Anführen dieser mündlichen Aussage soll jetzt keine unangemessenen Vergleiche herbeizitieren – es verweist lediglich darauf, dass es für die Einbettung erzählter Lebenswirklichkeiten in einen »begrifflichen Lebenszusammenhang« (Koschorke 2012: 11) vor allem eins braucht: Geduld. Nur das Erzählen trägt Sinn in die eigene Welt. Es versteht die eigene Geschichte mit Zielen und Absichten. Es macht Vorstellungen vom Anfangen, Aufbrechen und Ankommen begreifbar. Mit einem Wort: Es verweist auf die nicht allein praktische, sondern auf die sprachlich-symbolische Einrichtung dessen, was wir gemeinhin Wirklichkeit nennen.

11

Wie ein Theater in die Welt kommt. Improvisieren, Machen, Durchhalten

Interview mit Friederike N., geführt in Rödermark bei
Frankfurt a. M. in ihrer Wohnung, 19. Oktober 2024

Wir sitzen in ihrer Küche, die zugleich eine Theaterbühne ist. Für ein rundes Dutzend zuschauende Gäste ist hier Platz. Gestern am Abend gab es eine Aufführung. Die Stühle sind nun wieder weggeräumt. Wir sitzen uns am Sonntagmorgen am langen, schmalen Holztisch gegenüber, trotzdem nahe beieinander, nach dem Frühstück. Friederike und ihr Mann Oliver haben fast zwanzig Jahre lang gemeinsam ein Wohnzimmer-Theater betrieben, in einer ehemaligen Telefonfabrik, die nun wieder leer steht. Der Blick vom Küchenfenster aus geht direkt auf das Gebäude.

Wir sprechen im Vorfeld über Maxi Wanders Buch Guten Morgen, du Schöne, das wir beide sehr schätzen, und über den Film Die Unbeugsamen 2 von Torsten Körner, der daran anschließt. Er referiert auf die Methode und trägt den Untertitel Guten Morgen, ihr Schönen! »Könnte von mir sein«, sage ich. Ist es aber nicht. Vor einigen Wochen hat die Dokumentation auch einige wenige Kinos im Westteil der Republik erreicht. Im Unterschied zu meinem Projekt beschäftigt sich der Film im Wesentlichen mit der DDR-Geschichte der Interviewten – und nicht so sehr mit ihrer Entwicklung danach.

Also, dann fangen wir mal an. Ich heiße Friederike N., früher mal Z., noch früher war mein Nachname F. – FF, wie *FF dabei*, das war die Fernsehzeitung zu damaliger Zeit. Kam öfter angefliegen, die Assoziation, so schlagwortgenau. Ich bin am 18. Januar 1958 in Rudolstadt geboren, in Thüringen. Dann bin ich zehn Jahre dort in die Schule gegangen. Abitur habe ich erst einmal nicht gemacht. Nicht, weil es mir verboten worden wäre, sondern weil ich nicht gut genug dafür war. Mit einem Zweierdurchschnitt in unserer Klasse war ich eher in der hinteren Riege. Wir hatten viele sehr gute Schüler.

Das hat mich aber, glaube ich, nicht weiter gestört. Als ich dann mit der zehnten Klasse fertig war, wusste ich nicht so recht, welchen Beruf ich ergreifen sollte. Als Erstes wollte ich Töpferin werden. Das hat leider nicht funktioniert. Dann wurde ich halt Bibliotheksfacharbeiterin. Bei uns hieß es noch Facharbeiter. Das war eine sehr gute und fundierte Ausbildung. Vor allen Dingen aber bin ich mit Leuten zusammengekommen, die für mich zu dieser Zeit sehr wichtig waren. Sie haben anders gedacht als diejenigen, die damals in der Schule um mich herum waren. Sie haben gelesen, sie haben sich für Musik interessiert, sie waren politisch auf der Höhe der Zeit und auch mal kritisch. Da war einfach eine Truppe zusammen, die, glaube ich, ganz prägend und wichtig für mich wurde.

Aber am ersten Tag der Lehre war mir schon klar, dass der letzte Tag der Lehrzeit auch der letzte Tag in der Bibliothek für mich sein wird. Das habe ich sofort erkannt, in Jena an der Universitätsbibliothek. Und das habe ich dann auch unmittelbar danach wahr gemacht. Also, der letzte Tag meiner Ausbildung war dann auch tatsächlich der letzte berufliche Tag in einer Bibliothek. Alles viel zu trocken! Danach habe ich mein Abitur an der Volkshochschule nachgeholt und zog wieder zurück nach Rudolstadt. Mein Broterwerb war die Museumsaufsicht in Großkochberg, im Schloss der Charlotte von Stein. Und das war dann superpraktisch. Da konnte man tagsüber, wenn es leer war, die Hausaufgaben für den Unterricht an der Volkshochschule machen, der am Abend stattgefunden hat. Ja, das waren zwei sehr schöne, wirklich schöne Jahre für mich.

Dann hätte ich theoretisch studieren können. Ich hatte auch einen Studienplatz, sogar in Berlin. Ich sollte Lehrerin werden – was in meiner Familie durchaus auch Tradition hatte. Meine Fächerkombination war Kunsterziehung und Deutsch. Dafür hatte ich halt dann den Studienplatz, und damit wäre ich nach Berlin an die Humboldt-Universität gegangen. Weil ich aber die Zeit zwischen Abitur und Studium überbrücken musste, bin ich am Theater gelandet. Dort habe ich als Souffleuse gearbeitet. Dadurch lernte ich dann meinen ersten Mann kennen und, schwuppdwupp, war ich schwanger; innerhalb von vier Wochen. Ja, und dann kam die große Frage: Studieren oder nicht? Und da habe ich mich damals dagegen entschieden. Das war nichts für mich. Und der Witz dabei ist – ich glaube, ich habe das erst Jahre später kapiert –, dass ich eigentlich nie studieren wollte. Im Prinzip war das erste Kind mein Ausweg aus dem Dilemma.

Ich wusste schließlich, dass man schwanger wird, wenn man nicht verhütet. Darüber war ich mir durchaus im Klaren. Ich habe es aber darauf ankommen lassen, ja. Im Nachhinein sage ich mir, das könnte auch eine unbewusste Geschichte gewesen sein. Ja, und dann habe ich mich noch zweieinhalb Monate damit herumgequält, ob ich das Kind bekomme oder nicht. Der Druck, zu studieren, der war doch ziemlich hoch. Der kam von meinen Eltern, besonders von meiner Mutter, weil sie auch an der Humboldt-Universität gewesen war, ebenso aber mein Vater. Das war dann der Plan: Die Tochter geht auch dahin; bloß – die Tochter wollte irgendwie nicht so richtig. Und da habe ich mich dann für das Kind entschieden und gegen das Studium. Ich muss sagen, das habe ich nie bereut. Das war dann Henrike. Danach kam noch Sophie.

Henrike ist die Große – und das ist mir wichtig zu sagen: Sie ist tatsächlich Lehrerin geworden. Das ist ja irgendwie auch witzig. Sie hat später auch Ballett gemacht, wie meine Mutter es immer von mir wollte. Was alles bei mir nicht so geklappt hat, darin hat Henrike in vielen Dingen meiner Mutter eine Freude gemacht. Die ist das geworden. Sie hat auch die abgetragenen Sachen von ihr angezogen – da wäre ich schreiend weggelaufen. Ja, Henrike, die hat das alles gemacht.

Aber ich habe sie nicht dazu erzogen.

Bis zur Wende war ich mit den Kindern beschäftigt und dann sind bei mir zwei Dinge kurz nacheinander passiert. Das war eigentlich Wahnsinn, ein Wahnsinnsjahr. Wir haben das ja immer auch gesagt, zu dieser Zeit: Wahnsinn! Aber bei mir war das auch in vielerlei Hinsicht wirklich der Fall. 1989, ich meine damit die Spielzeit 1988/89, da ist mein Ex-Mann von Rudolstadt nach Eisenach gegangen, um dort weiter als Schauspieler zu arbeiten. Ich wäre dann – das nennt sich beim Theater »Knochenbeilage« –, ich wäre dann als Souffleuse dabei gewesen; wenn, ja wenn es in Eisenach eine Wohnung gegeben hätte. Auch in der DDR gab es immer zu wenige Wohnungen. Aber am Theater galt die Regel: Das Haus kümmert sich für die Schauspieler um eine angemessene Wohnung. Die Schauspieler haben immer mal wieder den Job gewechselt; wenn die also kommen, müssen sie auch was kriegen. Wir hatten zu diesem Zeitpunkt schon zwei Kinder – also brauchten wir eine halbwegs große Wohnung, um beide dahinzuziehen. Und da führte in Eisenach kein Weg hin.

Das hieß zur damaligen Zeit: Ich bekam vom Eisenacher Theater mein volles Gehalt, saß aber in Rudolstadt mit den Kindern. Mein Ex-Mann war in Eisenach. Juchuh! Besser konnte es mir nicht ergehen. Das war eines der tollsten Jahre in meinem Leben. Ich war bei vollem Gehalt zu Hause und hatte nur die Kinder, die ja schon vernünftig waren, in der Schule und im Kindergarten oder so. Und dann kam die Wendezeit. Kurz bevor es ganz krass wurde, kam meine Mutter bei mir an und sagte: »Friederike, es gibt Farbfernseher.« Ich sagte zu ihr: »Da habe ich doch kein Geld dafür.« »Das borgen wir dir«, sagt sie zu mir. »Geh in die Stadt. Hol dir so ein Ding.« Wir sprechen immerhin über den aufregenden Sommer 1989! Meine Mutter hat gedrängelt. Da habe ich das Gerät schließlich gekauft.

Hinterher konnte ich dann immer sagen: Ich habe die Wende live und in Farbe erlebt. So, und zu dem Sommer 1989 muss ich dir noch sagen, da bin das erste Mal nach langer Zeit aus meiner Wohnung herausgekommen. Vorher war es immer so, dass alle zu mir gekommen

sind. Ich war das Zentrum für Theaterfeten in Rudolstadt, jawoll. Bei mir fanden die Premierenfeiern statt. Zu mir kamen all die anderen mit den Kindern. Sie haben im Hof gesessen, im Wasser herumgeplansch, gekocht, gegessen, geschlafen, alles. Und plötzlich ging *ich* raus. Ich bin in andere Wohnungen gegangen, zu den anderen Frauen, mit den Kindern. Das war für mich wie ein neues Leben.

Kurz vor dieser Zeit waren wir zu einem Gastspiel in der Tschechoslowakei, in Marienbad. Mitten in der Nacht vor unserer Abreise klopft es plötzlich an die Zimmertür. Ich mache auf und der Intendant steht auf der Schwelle – neben sich zwei Typen mit Kalaschnikows. Und ich stottere so: »Äh, was ist das jetzt?« Da war ich ja noch Frau Z., da hieß es: »Also, Frau Z., kommen Sie mal mit! Wir müssen kontrollieren, ob alle noch da sind.« Die durften nicht in die Zimmer, wo die Frauen übernachtet haben. Warum auch immer – die hatten mich ausgewählt, dass ich das machen sollte. Vielleicht, weil ich damals schon so eine große Klappe hatte oder weil ich so laut reden konnte... Keine Ahnung. Jedenfalls ging das dann los, die Suche. Da wurden also die Zimmer kontrolliert. Dabei kam dann heraus, dass dort nicht nur entweder Frauen oder Männer waren, sondern gelegentlich auch beides, in einem Bett. Ja, und dann waren wir durch alle Zimmer hindurch. Zuerst ist mir das gar nicht aufgefallen, aber auf einmal habe ich überlegt: Da fehlen doch zwei Männer. Der eine war mir egal. Der andere aber war ein Freund und ein wirklich netter Kollege. Der war auch weg. Das fand ich komisch. Aber ich habe nichts gesagt.

Dann kam der nächste Morgen. Wir saßen alle im Bus. Die zwei waren nicht da. Der Bus fuhr nicht los. Wir haben dann aber gerufen, wir hätten keine Zeit mehr. Jeder hat schließlich gewusst... Und irgendwann hieß es dann: Der Bus fährt jetzt los. Die kommen nicht mehr. Und dann sickerte das so durch zu uns. Wie auch immer, als wir in Rudolstadt ankamen, wussten wir jedenfalls, die zwei haben einen Fluchtversuch unternommen und sind festgesetzt worden, von den Tschechen. Und das wurde dann auch noch hochtragisch. Die Freundin von einem, von dem netten Kollegen – eigentlich wollten die beiden zusammen-

bleiben. Er war ihrem Kind ein guter Vater gewesen; ein toller Kollege, wie gesagt. Und er hatte niemandem etwas erzählt von dem Vorhaben.

Da habe ich viel Zeit mit ihr verbracht in diesem Sommer. Ich habe versucht, sie zu trösten. Als er aus dem Gefängnis geschrieben hat, sie solle sich einen anderen suchen, da habe ich zu ihr gesagt: Der versucht dich zu schützen. Das ist nicht so, wie der da schreibt. Das kannst du doch nicht für voll nehmen, was da aus dem Knast als Nachricht zu dir kommt. So zog sich das über den Sommer hin. Wir machten zusammen Urlaub. Sie hat dann in dieser Zeit, als so viele über Ungarn weggingen und wir im Radio wieder und wieder diese Nachrichten hörten, immer weiter von einem Zusammenleben geträumt.

Ja, immer diese Träume, ja.

In diesem Sommer hat das alles aber noch keiner geglaubt, was dann später kam. Du weißt noch, was da in China passiert war, auf dem Platz des Himmlischen Friedens. Noch Anfang Oktober hatte ich davor große Angst. Dann ist der 7. Oktober vorbeigegangen. Es ist Gott sei Dank nichts passiert wie in Peking. Und dann kam, in meiner Erinnerung ist es der 27. Oktober gewesen, im Radio die Nachricht: Es gibt eine Amnestie für Republikflüchtlinge. Das war so eine Erleichterung, damals zu wissen, er kommt jetzt endlich raus. Der war in Bautzen. Das sagt alles. Als er zurückgekommen war, hat er erst einmal überhaupt nicht darüber geredet. Das muss schlimm gewesen sein.

Mein Bruder in Erfurt, der gehörte ab September 1989 zum Neuen Forum. Er kam dann zu uns und sammelte Unterschriften. Ein Aufruf war das, glaube ich – wahrscheinlich der Gründungsaufruf vom Neuen Forum. Da kam er dann an mit einer Liste und da standen gerade mal zwei Namen drauf. Und ich sage zu ihm: »Ich unterschreibe, aber lass dich bitte erst festnehmen, wenn der Zettel voll ist.« Ich habe unterschrieben. Aber im nächsten Moment habe ich auch gedacht: Was ist jetzt? Wenn sie dich jetzt festnehmen – was wird dann aus den Kindern? Da bist du doch erpressbar. Andererseits gab es für mich keine Alternative. Ich habe mir gesagt, ich mache schon eh nicht groß etwas. Ich bin keine Märtyrerin. Ich reiße zwar die Klappe auf, wenn mir etwas nicht

passt. Aber die richtige politische Arbeit haben andere gemacht in der DDR. Nur unterschrieben habe ich da. Ich hatte die Schnauze so voll, schon seit der Ausweisung von Biermann.

Ich fand es superspannend, was die Leute, die um meinen Bruder herum waren, so für Ideen hatten. Wie könnte ein neues Land aussehen? Die Hoffnung war so groß. Dann geschah der 9. November ... Das war unfassbar für mich. Am nächsten Tag kam dann mein Bruder an, heulend: Das war's. Das war es mit den neuen Ideen. Jetzt fahren alle rüber in den Westen. Jetzt interessiert sich kein Schwein mehr dafür. Eine prophetische Aussage. Tatsächlich. Und er hat gesagt: Ich fahr da nicht rüber. Ich fahre nicht rüber. Oh, das war dramatisch.

Und er hatte Recht. Ich wollte aber keinen Kapitalismus haben. Ich hätte gerne diesen Versuch gehabt – einen Sozialismus ohne Diktatur. Was hätte man daraus machen können, als die alten Knilche weg waren da oben! Das hatte sich dann schnell erledigt. Da fällt mir noch dazu ein, dass ein Mitbewohner in unserem Haus auch noch abgehauen war, über die Tschechoslowakei, am 3. Oktober. Da hatten sie mittags die Grenze dichtgemacht und früh ist der noch rüber. Wahnsinn. Als die Grenze dann aufging – wir reden ja von Zeiträumen, die sehr kurz waren – da kam er, was weiß ich weshalb, gleich nach dem 9. November noch einmal zurück. Da hatte er schon eine Wohnung und eine Arbeit woanders. Wir sitzen zusammen und unterhalten uns, was denn jetzt werden wird. Ich erzähle so von meinen Ideen. Da schaut er mich an und sagt: Vergiss es. Hier passiert erst wieder etwas, wenn denen alles gehört.

Du kriegst nicht von beidem das Gute. Du hast entweder das eine oder das andere. Von dem Moment an, als gebrüllt wurde: »Deutschland, Deutschland, einig Vaterland«, da bin ich nicht mehr mitgegangen auf den Demos. Das war nicht meins. Das waren nicht die Sprüche, die ich geklopft habe: Mit der D-Mark ... »Kommt sie nicht zu uns, gehen wir zu ihr«, und was weiß ich alles. Nix da. Ich wusste ja, dass eine Utopie nicht in Erfüllung geht. Aber ich wollte etwas anderes. Der Weg dahin kann ja auch bedeuten, dass etwas besser wird als vorher. Ich habe mich gefragt: Wovon werden meine Kinder jetzt träumen?